

Nachwort des Übersetzers

Das Folgende liefert nur einige Erläuterungen, Kommentare und Interpretationsansätze zu den einzelnen Erzählungen.

Castella handelt zunächst von der Auseinandersetzung eines Studenten mit seinem lärmenden Kühlschrank, den er bei einem Gebrauchtwarenhändler erstanden hat. Im surrealen Hauptteil der Erzählung ereignen sich dann Dinge, die nicht mehr nur alltagskomisch, sondern ebenso witzig-aberwitzig wie hintergründig sind. Hier nimmt der Held nämlich einen alten Witz beim Wort: Frei nach der Antwort auf die Scherzfrage, „wie man einen Elefanten in einen Kühlschrank bekommt“ (Lösung: 1. Tür auf, 2. Elefant rein, 3. Tür zu), schiebt er nach und nach seine sämtlichen Probleme ab, indem er sie kurzerhand in das ruhestörende Gerät hineinbefördert. Darunter seinen Vater, der sich geschäftlich übernommen hat, seine nörglerische Mutter, aber auch die kompletten USA, das unheimliche China, seine leidige Universität usw. Niemand wundert sich über das ungeheure Fassungsvermögen des Kühlschranks, aber dem Helden wächst die Sache trotzdem allmählich über den Kopf. Als medienkonsumierender Zeitgenosse stößt er schließlich ständig auf Problemnachschub. Das Ganze wird auf die Dauer unhaltbar. Aber genauso dreist, wie sich der Held die ganze Zeit seiner Probleme entledigt hat, nimmt der Erzähler am Ende einfach die Hilfe eines *deus ex machina* in Anspruch, um sozusagen alles wieder auf null zu stellen und einen Neuanfang einzuläuten: Nach der Silvesternacht des abgelaufenen Millenniums, am Morgen des neuen Jahrtausends, macht der Kühlschrank auf einmal keinen Lärm mehr. Es erweist sich, dass er, beinahe vollkommen leer, nunmehr bloß noch ein Stück Kuchen enthält. Angesichts der appetitlich auf einem Teller angerichteten „Castella“-Schnitte (flaumiger Eierkuchen ist in Korea unter dem auf das Portugiesische zurückgehenden Namen „Castella“ bekannt und beliebt) fließen beim Helden Tränen. Nur Tränen der Rührung, weil Süßigkeiten eben wirksame Trostspender sind? Oder Tränen der Erleichterung, da alles überstanden ist?

Oder aber die Tränen von einem, der sich nach langer Gegenwehr schließlich doch der Übermacht der schnöden Tatsachen beugen musste?

Waschecht ein Waschbär ist die Geschichte eines Praktikanten, der sich gegen sieben ehrgeizige Konkurrenten durchsetzen müsste, um eine dauerhafte Anstellung zu ergattern. Am Ende von sechs Monaten als „Intern“ (eines der vielen englischen Fremdwörter im Koreanischen; ein Praktikum ist im Englischen ja ein „internship“) ohne richtige Bezahlung macht ihm der Prokurist große Hoffnungen, lässt aber durchblicken, dass er sich seinerseits einen Gefallen erwarte. In einer Sauna begreift der Held dann, was dies bedeutet, und lässt zu, dass sich der mächtige Vorgesetzte an ihm befriedigt. Gegenpol zum gnadenlosen, nur auf Effizienz, Gewinnmaximierung und persönlichen Vorteil bedachten Ausbeutersystem ist der titelgebende Waschbär. Das verspielte, ungezähmte Tier sei den Arbeitsaufsehern immer schon ein Dorn im Auge gewesen, weiß der beste Freund des Helden, und tatsächlich steht der Prokurist auf Kriegsfuß mit jenen, die er als Disziplin und Arbeitsmoral störende „Waschbären“ identifiziert. Zum am Ende gar leibhaftigen Waschbären mutiert im Verlauf der Geschichte der unmittelbare Vorgesetzte des Helden, der Abteilungsleiter, der nach einer Enttäuschung bei einem firmeninternen Wettbewerb allen Antrieb verliert und in der Folge an seinem Schreibtisch nur mehr einem Spiel frönt, das ihn schon in seiner Kindheit fasziniert hatte: *Raccoon World*. Ein klassisches Videospiele aus der Ära der Arcade-Automaten, kann *Raccoon World* dank einer Emulations-Software auch am PC gespielt werden. Der Held der Erzählung wird sogar zum unfreiwilligen Helfer, denn nur aufgrund der Computerkenntnisse der jungen Praktikanten kann der Abteilungsleiter alles Nötige auf seinem PC installieren. Der Prokurist drängt den Spielsüchtigen schließlich aus der Firma. Unterdessen entdeckt auch der beste Freund des Helden seine unterdrückte Waschbärennatur. Eine ganz eigene Spannung erzeugt die Geschichte aus der schrittweisen Entwicklung der zentralen Metapher – der Waschbär als Antithese zu Produktivitätszwang und Leistungskontrolle – und ihrer letztlich buchstäblichen „Umsetzung“, indem die Aussteiger sich tatsächlich in Waschbären verwandeln.

Bloß eine Giraffe handelt von einem Jugendlichen, der schon als Schüler mehrere Jobs gleichzeitig ausübt, um seine Angehörigen zu unterstützen. Im Mittelpunkt steht seine Arbeit als „Pushman“, dieses legendäre Amt des Anschiebers in der U-Bahn von Seoul. Den Erlebnissen und Abenteuern, die sich dabei ergeben, gewinnt der Held gern auch allerlei Lehren und Gleichnisse ab. Körperlich anstrengend, wirkt das Anschieben außerdem als heilsame Ablenkung von den Katastrophen zu Hause. Die Mutter des Helden, eine Reinigungskraft, fällt nämlich eines Tages während der Arbeit plötzlich in ein Koma, und sein Vater, ein schlechtbezahlter Büroarbeiter, ist irgendwann dem ganzen Druck nicht mehr gewachsen – eines Abends kommt er nicht mehr nach Hause und bleibt verschollen. So lastet schließlich alle Verantwortung allein auf dem Sohn, der sich für seine Angehörigen aufopfert. Er schafft es, die pflegebedürftige Großmutter in einem Heim unterzubringen, und auch für den langen Krankenhausaufenthalt seiner Mutter kommt er auf, bis sie endlich aus ihrem Koma erwacht. Das skurrile Ende der Geschichte bildet der Auftritt der titelgebenden Giraffe, die in der vom Helden gerade betreuten U-Bahnstation auftaucht. („Auffällig wie eine Giraffe am Hauptbahnhof“ lautete übrigens ein Slogan der Österreichischen Bundesbahnen, die damit ihre Railscreens bewarb.) Der Jugendliche glaubt in diesem Anzug tragenden Tier, das auf einer Bank Platz nimmt, eindeutig den verschwundenen Vater zu erkennen, die Giraffe lässt sich aber auf keine Diskussion ein und hält lapidar (gleichzeitig aber wohlartikuliert, also sozusagen im performativen Selbstwiderspruch) fest, sie sei „doch nur eine Giraffe“.

Zum Mondfisch? erzählt vom Weltraumausflug zweier junger Männer, die mit den schnöden irdischen Verhältnissen unzufrieden sind. Ihr bekifftes, burlesk-bizarres Abenteuer einer vorübergehenden buchstäblichen Weltflucht bildet den Höhepunkt der Erzählung. Ein kurzer Aufenthalt im „All“ erlaubt einen ungeahnten Blick auf die Erde und hat die Rolle einer Initiation: im wahrsten Sinn des Wortes tun sich den desillusionierten zwei Helden plötzlich ganz neue Perspektiven auf. Im Mittelpunkt der Erzählung stehen allerdings die Vorbereitungen im *Hotel Mondfisch*, ehe die beiden Helden den zur Raumfähre umfunktionierten

und allein durch die spirituelle Kraft zweier Meditierender ins Universum zu katapultierenden alten Greyhound-Bus besteigen dürfen. Bezeichnenderweise bestehen diese Vorbereitungen hauptsächlich aus ausdauerndem Schlafen. Zwischendurch aber wird den zwei Freunden auch manch hintergründige Lehre zuteil, unter anderem durch den Ex-Beatle Ringo Starr und dem Sohn von Buzz Aldrin, dem Begleiter von Neil Armstrong, der somit zweiter Mann auf dem Mond war. „Vom Weltall aus betrachtet“, lernen die Helden, sei das Empire State Building „bloß ein kleiner Blutegel, der mit seinem Saugnapf an der Mutter Erde hängt“. Dass so etwas als befreiende Erkenntnis aufgenommen wird, sagt natürlich auch etwas über die Natur des Weltverdrusses aus, an dem diese Raumausflügler leiden. Für die Rückkehr vom All (oder jedenfalls den Sphären eines erweiterten Bewusstseins) hinunter zur schnöden Erde reicht dann übrigens der Verzehr einiger Pilze aus dem Handschuhfach des Busses.

Entenbootweltbürger ist die Geschichte eines jungen Mannes, der nach unzähligen erfolglosen Bewerbungen bei einem Tretbootverleiher anheuert, dessen Fahrzeuge als Enten gestaltet sind (wie in Südkorea sehr gängig). Verschiedene Episoden führen anhand der Trostlosigkeit des „Vergnügungsparks“ – als solchen will der Besitzer der Entenbootflotte den künstlichen See vermarkten – die Misere der Besucher vor Augen, die sich diese armselige Freude gönnen. An der äußersten Peripherie der Großstadtregion gelegen, dient das Tretbootparadies dem Erzähler so auch als Metapher für die Marginalisierung der Erfolglosen. Mit einer Verschränkung von Surrealem und Realem, wie sie für alle Erzählungen dieses Bands typisch ist, kommt nun eines Nachts aber eine ganz neue Ebene zum Tragen: Plötzlich ist der Stausee voller Entenboote, und diese erweisen sich als vollbesetzt mit exotischen Fahrgästen. Wie sich herausstellt, haben südamerikanische Wanderarbeiter entdeckt, dass sie unter bestimmten Umständen per Entenboot pedalbetrieben durch die Lüfte reisen können, um in fernen Ländern, wo ihre Arbeitskraft gefragt ist, saisonweise als Erntehelfer und Hilfsarbeiter anzuheuern. Der somit gar nicht mehr so randständige Vergnügungspark entwickelt sich in der Folge zur betriebsamen interkontinentalen Raststation, womit der Held nun ein sicheres Auskommen hat, während sein

Chef das Geheimnis nutzt, um endlich wieder mit seiner Familie vereint zu sein, die in den USA lebt. Etwas, das man hierzu wissen muss: Neben den rund eineinhalb Millionen „Korean Americans“ gibt es in den USA zahlreiche getrenntlebende koreanische (Teil-)Familien. Ein Teil der Familie (meist die Mutter mit den Kindern) lebt auf Zeit in den USA, weil die ehrgeizigen Eltern dem Nachwuchs eine Schulerziehung in der führenden Nation des Westens ermöglichen wollen (eine Umwandlung von ökonomischem in kulturelles und soziales Kapital). In der Regel bleibt der Vater als Brotverdiener in Korea. Als „Kranichvater“ sorgt er für das Futter, während die Mutter gewissermaßen die Eier hütet; gleichzeitig assoziiert man beim „Kranichvater“ einen Zugvogel – ist doch der Flug, um die Familie in den USA besuchen zu können, oft nur einmal im Jahr möglich. Die Erzählung betreibt eine Engführung zweier verschiedener Zugvogel-Motive: Ob koreanische Kranichväter oder argentinische Arbeitsmigranten und andere Mitglieder des „Entenbootweltbürgerverbands“, Opfer von globalen Schiefen und Ungleichgewichten sind sie beide. Etwas gemeinsam haben auch die Miet-Entenboote des Vergnügungsparks und die surrealen Fortbewegungsmittel der Entenbootweltbürger, nämlich als billige und lächerliche Surrogate: im einen Fall ist die gute Unterhaltung ja doch woanders, im anderen stellt man sich unter „Reisen“ wohl lieber etwas anderes vor. Die Nachtstrom-Metapher, die die Erzählung durchzieht, liefert ein augenfälliges Gleichnis: Die im Dunkeln frotten sich mit niedriger Energie durch.

Yakult-Tante ist die Geschichte eines Studenten der Wirtschaftswissenschaft, der an Verstopfung leidet, wobei diese Unannehmlichkeit letztlich zum Sinnbild seines Leidens am Lauf einer Welt wird, in der die „unsichtbare Hand“ scheinbar doch nicht alle Probleme löst. In einem „Lustigen Wirtschaftswörterbuch“, Lektüre bei seinen fruchtlosen Sitzungen am WC, liest der Held nicht nur über Adam Smith, sondern zufällig auch die Geschichte der Dodos nach. Mit großer Fabulierlust wird in einer Binnenerzählung ausgebreitet, wie diese nur auf der Insel Mauritius heimischen flugunfähigen Vögel völlig ausgerottet wurden, weil ihre Jäger, die unersättlichen portugiesischen Einwanderer, immer neue Listen ersannen, um auch noch die letzten Dodo-Verstecke ausfindig zu

machen. Die ursprünglich arglosen und zutraulichen Tiere hätten natürlich irgendwann begriffen, dass der Mensch ihr Todfeind war, und bald sogar das Ausscheiden möglichst unterdrückt, um bloß keine verräterischen Fährten zu hinterlassen – also Verstopfung in Kauf genommen. Das Martyrium und letztliche Aussterben der Dodos wird dabei vom Helden und Erzähler – über zahlreiche Geschichten von Leidensgenossen, die er in einem Online-Café nachliest – in einen vielsagenden assoziativen Zusammenhang gebracht, und zwar mit dem entsetzlichen Stress, dem die koreanischen Angestellten am Arbeitsplatz ausgesetzt sind. In all das hineinverwoben ist eine apokryphe aberwitzige Geschichte von der Vollendung des Blues in Form der Trauerarbeit eines gefeuerten Tankstellenwirts, dem mittels heimlich installierter Kamera der regelmäßige Diebstahl an seinem Arbeitgeber nachgewiesen konnte: „Diese Hände waren nicht die meinen“, lamentiert er, und der Erfolg seiner Musik sorgt für Diskussionen um eine „unsichtbare Hand“ – eine nicht-diskursive Veralberung unnützen Wissens und, das vor allem, herzloser Markttheorien, die sich unter Berufung auf die vermeintliche Vernunft der „unsichtbaren Hand“ gegen die staatliche Ausregulierung von Ungleichgewichten aussprechen. Die Geschichte endet, wie so viele andere Erzählungen dieses Bands, mit einem *deus ex machina*, einem Handstreich, der natürlich nur umso klarer macht, dass die wirklichen Probleme ungelöst bleiben. Was dem Helden, dem auch Besuche beim Proktologen nichts halfen, nämlich immerhin wieder Hoffnung schöpfen lässt, das ist ein verdauungsförderndes Yakult, das goldrichtige Geschenk einer einfühlsamen „Yakult-Tante“. Nicht unwesentlich ist hier, dass die Yakult-Tanten gerade vor dem Hintergrund der vielen Schrecklichkeiten des Arbeitsalltag in Südkorea, von denen der Held in den Internetcafés gelesen hatte, einen Lichtblick darstellen, weil diese Hauszustellerinnen frischer Milchprodukte (in Korea wie auch in vielen anderen asiatischen Ländern) nach einem ganz besonderen Geschäftsprinzip als relativ selbstständige Unternehmerinnen agieren können.

Koreanisches Gütesiegel ist die groteske Geschichte vom Angriff Außerirdischer auf eine alternativlandwirtschaftliche Kooperative, die von einem ehemaligen politischen Aktivisten namens Giha betrieben

wird. Giha hat für seine Rädelsführerschaft im Kampf gegen das autoritäre Regime der südkoreanischen Entwicklungsdiktatur mit einem langjährigen Gefängnisaufenthalt gebüßt und sich auch nach seiner Entlassung nicht arrangiert; sogar das Angebot einer aussichtsreichen politischen Karriere im mittlerweile demokratisierten Staat hat dieser einstige Star der Protestbewegung ausgeschlagen. Der Held und Erzähler der Geschichte ist ein früherer Gefolgsmann und Mitstreiter Gihas, schon längst aber nur mehr ein biederer Angestellter, Vater einer aufgrund des koreanischen Erziehungsfiebers sehr teuren Tochter und Ehemann von Gihas ehemaliger Freundin (letzteres ist nur scheinbar pikant; der inhaftierte Giha hatte akzeptiert, dass seine Freundin nicht auf ihn wartet, außerdem war die Beziehung in Wahrheit auch nur platonisch gewesen). Zur geradezu sinnbildlichen Verdichtung all der Veränderungen seit der idealistischen Zeit des politischen Widerstands wird für den desillusionierten Erzähler die Gewichtszunahme seiner Frau im Laufe der Ehe: eine Steigerung von 44 Kilo auf 72. Was ihn dann aber doch aus seiner Philisterexistenz reißt, das ist ein verzweifelter Hilferuf von Giha. Und so erlebt der Erzähler bei einem Besuch in der (von allen anderen bereits verlassen) Kommune nun hautnah die surrealen Angriffe mit, die Feldfrüchte wie Vieh vernichten. Ganz kurz und nebenbei erfahren wir aber etwas, das den Spuk in ein verständlicheres Licht rückt: Auch anderen Bauern geht es kaum besser, selbst wenn dort keine Außerirdischen einwirken; aus Protest gegen eine Agrarpolitik bzw. wohl auch Importpolitik, die den (kleinen) Landwirten die Existenz ruiniert, verbrennen diese schon ihre Ernten. Den hintergründigen Höhepunkt des von den fliegenden Untertassen angerichteten Zerstörungswerks bildet schließlich ein in ein Maisfeld wie ein Kornkreis eingebranntes riesiges koreanisches Gütesiegel (das Logo „KS“, für „Korean Standard“).

Angriff der Riesentintenfische handelt zunächst davon, wie sich der Erzähler und sein bester Freund, zwei Grundschüler, mit blühender kindlicher Phantasie der Kryptozoologie verschreiben. Von Monsterkalmaren und Riesentintenfischen fühlen sie sich ganz besonders angezogen, und dementsprechend nehmen sie diese Geschöpfe vehement gegen alle Verharmlosung durch die Erwachsenen in Schutz. Im Zuge

des Heranwachsens erweitert sich für die beiden Helden natürlich der Horizont und der kindlichen Fimmel tritt in den Hintergrund, ganz in Vergessenheit gerät er aber nie, wie der Erzähler anhand diverser Episoden verdeutlicht. Am Ende der Erzählung sind die beiden Helden ausgebildete Piloten der südkoreanischen Luftwaffe und sollen plötzlich den Kampf gegen die somit also tatsächlich existierenden Ungeheuer aufnehmen, die in einer konzertierten Aktion aus den Tiefen der Ozeane an Land gegangen sind, um den Angriff auf die Menschenwelt zu wagen. Rücksichtslose Atomtests im Pazifik, wird angedeutet, haben die Entstehung dieser godzillaartigen Monster verschuldet. Dass das nie ernst genommene Faszinosum ihrer Jugend nun wirklich alles in Angst und Schrecken versetzt, ist für die beiden Helden auch eine Art späte Genugtuung. In einem Dutzend Prosaminaturen, die in die Geschichte eingebettet sind, erzählen Allerweltsbürger, welche Banalität sie jeweils unmittelbar vor dem Moment beschäftigt hatte, als die zerstörerischen Kraken ganz ohne Vorwarnung vor ihren Augen auftauchten – ein Panoptikum der Trivialität, das wohl auch ein wenig erklärt, warum die beiden Helden in der Zeit ihrer Unschuld dermaßen von alternativwirklichen Kreaturen der Wasserunterwelt fasziniert waren.

Schwitzkasten ist die Geschichte eines koreanischen Auslandsstudenten in den USA, der nach dem Radfahrerprinzip weitergibt, was ihm selber an seinem Studienort Oklahoma widerfahren ist. Dieses Ereignis bildet den eigentlichen Beginn der Geschichte: Friedlich sitzt der Held mit einem Buch auf einer Parkbank, als er aus heiterem Himmel in den Schwitzkasten oder Würgegriff genommen wird. Wer ihn da in die Mangel nimmt und spitalsreif quetscht, das ist, in der Wahrnehmung des Helden, kein Geringerer als der Wrestler Hulk Hogan höchstpersönlich. Der Umstand, dass er den Angreifer genau erkannt hat, gereicht dem Helden allerdings sehr zum Nachteil, will ihm doch niemand glauben, dass es tatsächlich Hulk Hogan war. Man wendet sich von ihm ab, was sein Trauma nur noch verschlimmert. Nach Monaten der Depression beginnt der Held allerdings mit Kraftsport, der ihn auch mental neu aufbaut. In einem Kampfsportzentrum nimmt er außerdem Wrestling-Unterricht. Eines Tages wird er unversehens selber zum Täter, und in

der Folge entwickelt er geradezu eine Sucht danach, anderen den demütigenden Schwitzkasten angedeihen zu lassen. Zufall oder nicht: Seine Opfer stammen allesamt aus Entwicklungsländern. Nach seiner Rückkehr nach Korea gelingt es dem Helden diese peinliche persönliche Vergangenheit zu verdrängen, und er gründet eine Familie. Als er aber als leitender Mitarbeiter eines international tätigen koreanischen Unternehmens nach Indonesien versetzt wird, wird er rückfällig. Immerhin bittet er seine Opfer nunmehr im Voraus um ihr Einverständnis und entschädigt sie mit Schmerzensgeldern (die ihm aufgrund des extremen Wohlstandsgefälles freilich nicht wehtun). Bei einem Besuch in seiner Heimat stellt der Held später erstaunt fest, dass sich „der Schwitzkasten“ inzwischen ohnedies zum „integralen Bestandteil koreanischer Lebenskultur“ entwickelt hat. Natürlich ist spätestens an diesem Punkt mit Händen zu greifen, wofür die Schwitzkasten-Metapher steht. Die unfaire Behandlung der Schwächeren aus wirtschaftlich unterlegenen Ländern wurde in Südkorea zum Thema, als zunehmend Gastarbeiter ins Land kamen. Dass Südkorea noch wenige Jahrzehnte davor als Entwicklungs- bzw. Schwellenland gegolten hatte, machte den grassierenden Überlegenheitsdünkel in den Augen kritischer Zeitgenossen besonders unsympathisch.

Staatsexamenspension Spitzenplatz bringt den Rückblick eines südkoreanischen Angestellten auf seine Studienzeit, die er in einem der berüchtigten Zweiquadratmeter-Zimmer zugebracht hat, wie sie typisch für *gosimeon* sind. Diese privat geführten Heime (*weon*) waren ursprünglich auf die Bedürfnisse der Staatsexamenskandidaten (*gosi*) zugeschnitten, die tagsüber und abends in Bibliotheken und Lesesälen paukten und sich keinerlei Privatleben gestatteten. Das Antreten zum Staatsexamen war bis vor kurzem ein alternativer, aber auch der härteste Pfad zum Aufstieg innerhalb der koreanischen „Meritokratie“, die verantwortlich ist für den berüchtigten Konkurrenzdruck, der in Südkorea schon sehr früh auf den Kindern lastet („ohne Fleiß kein Preis“; dass in Wahrheit keineswegs Leistung und Verdienste allein zählen, sondern „Eliten“ und Wohlhabende es verstehen, ihren Nachkommen erhebliche Wettbewerbsvorteile zu verschaffen, versteht sich leider fast von selbst). Als ausgemacht galt, dass man beim *gosi* nur

dann besteht, wenn man wirklich unbeirrt und mit eiserner Disziplin ausschließlich lernt und dementsprechend Entbehrungen in Kauf nimmt. Die Geschichte spielt in den frühen 1990er Jahren, als es zu einem Boom dieser Unterkünfte kam, weil die zunehmende Schar der nur mehr prekär bzw. irregulär Beschäftigten ebenfalls eine leistbare Bleibe brauchte. Der Held der Erzählung wiederum ist zwar nur ein gewöhnlicher Student, aber auf dieses billigste aller Quartiere angewiesen, weil sich seine Familie aufgrund einer Firmenpleite praktisch aufgelöst hat. Da er aber immerhin, noch aus besseren Zeiten, schon einen 386er PC sein Eigen nennt, verbringt er aus Angst, dieses kostbare Besitztum könnte ihm gestohlen werden, sehr viel Zeit in seinem sargähnlichen Zimmer; und dementsprechend hat er viel von Mitbewohnern, Ereignissen und allerlei Kopfabenteuern zu erzählen. Kein nostalgischer Rückblick, sondern die erleichterte Rückschau auf einen dystopischen Ort, der für den Helden und Erzähler selber zwar überstandene Vergangenheit ist, für viele aber nach wie vor ein lebendiger Albtraum. Mit seinem Dasein im fensterlosen winzigen Zimmer, erreichbar nur über einen engen, gewundenen und verwinkelten Korridor, verbindet der Held ein Bild, das zum grotesken Leitmotiv und Emblem der Erzähler wird, nämlich das vom Ende des Schneckengangs im Ohr, das am Rücken einer Labormaus wächst. Ein eigentlich völlig unlogisches Bild, wird am Rücken dieser Labormäuse doch nur Knorpel herangezüchtet – umso klarer aber das Gefühl der Beklemmung, Isolation und Widernatürlichkeit, das damit evoziert werden soll.